

Geregelte Verhältnisse

Text: Helmut H. Diederichs

Soziale Arbeit in Kino- und Fernsehfilmen – Arbeitsfelder, Protagonisten und Stereotypen

Wer hat sich nicht schon über Klischees bei der Darstellung des eigenen Berufsstandes in Kino- und Fernsehfilmen erregt? Hier bekommen Sie einen kondensierten Überblick: der verständnisvolle Bewährungshelfer, die Zicke vom Jugendamt, der Schluffi aus der Wohngruppe, Liebesverhältnisse zwischen SozialarbeiterInnen und KlientInnen. Aber es gibt auch professionell handelnde Protagonisten.

Sie sind meist Nebenfiguren, nur gelegentlich Hauptfiguren; sie sind eher Täter, schon mal Mörder, aber auch Opfer, gar Mordopfer. Wenn sie böse sind, sind sie vor allem männlich. Sie verlieben sich in die Klientel und haben mitunter ihren Job satt, manche sind allerdings übermotiviert. Sie arbeiten in den verschiedensten Arbeitsfeldern, auch auf der Strasse, aber vor allem in Institutionen. Die Rede ist von SozialarbeiterInnen und SozialpädagogInnen in fiktionalen Kinofilmen und Fernsehspielen.

Es geht hier nicht um Dokumentationen sozialarbeiterischer Alltagspraxis, sondern darum, wie sich diese Praxis in narrativen audiovisuellen Medienprodukten widerspiegelt, wie DrehbuchautorInnen und FilmregisseurInnen diese Praxis sehen und wiedergeben. Es geht um Narration, um das Erzählen über die Tätigkeiten der



Helmut H. Diederichs

ist habilitierter Film-Soziologe und unterrichtet Medienpädagogik am Fachbereich Angewandte Sozialwissenschaften der Fachhochschule Dortmund. Er ist Herausgeber des 2004 erschienenen Sammelwerkes «Geschichte der Filmtheorie. Kunsttheoretische Texte von Méliès bis Arnheim».

SozialarbeiterInnen und SozialpädagogInnen. Gleichzeitig vermitteln diese erzählten Geschichten ein aufschlussreiches Bild der Öffentlichkeitswirkung des Berufsstandes und der gesellschaftlichen Sichtweisen auf die Soziale Arbeit.

Beispiele aus der Filmgeschichte

Bereits Charlie Chaplins «Tramp», der in «The Kid» von 1921 ein Baby findet und es fünf Jahre lang bevatert, muss sich gegen zwei Mitarbeiter des «County Orphan Asylums» wehren, die den Kleinen mit einem offenen Lastwagen abholen wollen. Das scheitert aber an der heftigen Gegenwehr von Pflegevater und Kid, dessen Darsteller, Jackie Coogan, bald

In deutschsprachigen Eltern-Kind-Melodramen ist das Jugendamt der Hort allen Übels

zum Hollywood-Kinderstar wurde. Er greifende Abschiedsszenen der beiden, rüde getrennt von den Waisenhaus-Mitarbeitern, rühren das Publikum noch heute zu Tränen. Umso befreiter ist das Lachen, wenn die Sozialarbeiter in einer wilden Verfolgungsjagd in die Flucht geschlagen werden.

Hollywood-Stars als SozialarbeiterInnen waren eine Rarität: So spielte Humphrey Bogart – sonst meist der Böse – den neuen, reformorientierten Direktor einer «Besserungsanstalt» für straffällige Jugendliche («Schule des Verbrechens», 1938); und Bette Davis gab «Die alte Jungfer» (1939), die im 19. Jh. ein Waisenhaus leitet und die eigene uneheliche Tochter, die dort aufwächst, aus gesellschaftlichen Zwängen verleugnen muss. Auch der deutsche Heimatfilm kannte sozialpädagogische Figuren: Marianne Hoppe spielte in «13 kleine Esel und der Sonnenhof» (1958) die Leiterin eines Land-Kinderheimes, das Probleme mit der Dorfbevölkerung hat. Ihr abenteuerlustiger Gatte – die richtige Rolle für Hans Albers mit Cowboyhut – kommt auf sei-

nen Reisen mal eben vorbei, rettet die Existenz des Kinderheimes und 13 alte Esel vor dem Gnadentod mit einer Patentlösung: Die Heimkinder versorgen die Esel, und auch die Dorfkinder dürfen drauf reiten.

Der nächste Film, der nächste Hallodri: Claus Biederstaedt in der Rolle eines Auslandsstudenten, der im ersten Sommer die Kindergärtnerin Marianne (Antje Gerke) schwängert und im zweiten Sommer eine Adlige heiraten will («Ein Sommer, den man nie vergisst», 1959). Marianne, bei der Arbeit mit weisser Schürze und weissem Stehkragen, arbeitet im Kinderheim ihrer intriganten Tante, einer Frau Doktor (Heli Finkenzeller). Der Tonfall

ist miefig und die Kinder gehorchen aufs Wort – bis auf «Peterle» (Sascha Hehn mit fünf).

Bedeutend amüsanter ist die amerikanische Komödie von 1961, «Ein Sommer in Florida», in der sich Elvis Presley als Kraftprotz Toby Kwimper mit Paps und vier Adoptivgeschwistern an einem Strand wohnlich niederlässt und schon bald Schwierigkeiten mit Behörden und Gangstern bekommt. Die «staatliche Wohlfahrtspflegerin», Mrs. Claypoole (Joanna Moore), hat es dabei auf den gut gebauten Elvis abgesehen, will aber, nachdem sie abgeblitzt ist, Paps und Toby die Kinder wegnehmen. Im ausführlich gezeigten Sorgerechtsprozess unterliegt natürlich die Sozialarbeiterin. Ein letztes filmhistorisches Beispiel: Jean Gabin spielte 1973 den Sozialarbeiter und Bewährungshelfer Germain Cazeu (in «Endstation Schafott»), dem es am Ende doch nicht gelingt, seinen Klienten Gino Strabliggi (Alain Delon) vor der Todesstrafe zu bewahren.

Die Datenbasis

Eine systematischere Suche in der Filmgeschichte dürfte noch den einen oder anderen Fund erbringen, doch muss man

seit circa zwei Jahrzehnten keine Nadeln im Heuhaufen mehr suchen. Die generelle Vermehrung der TV-Programme und Sendezeiten brachte eine starke Zunahme an audiovisuell erzählten Geschichten, die sich zunehmend sozialen Themen widmeten. Dies belegt die Onlinedatenbank «SozPäd-Movies» der Fachhochschule Dortmund, in der mittlerweile rund 1800 Titel zusammengetragen und nach Arbeitsfeldern geordnet wurden, mit der Zielsetzung, die wichtigsten Filme durch Studierende und Fachleute der Sozialen Arbeit besprechen zu lassen. Meist stehen bei den «SozPäd-Movies» die Klientinnen und Klienten im Vordergrund – oder Nicht-SozialarbeiterInnen sind um einschlägiges Handeln bemüht. Es gibt aber auch eine ganze Anzahl von Filmen, in denen berufsmässige SozialarbeiterInnen und SozialpädagogInnen bei der Arbeit gezeigt werden.

Arbeitsfeld Resozialisierung

Bleiben wir zunächst bei den Bewährungshelfern und dem Arbeitsfeld der Straffälligenhilfe und Resozialisierung.

Vor allem auf die amerikanischen BewährungshelferInnen, auch wenn ihre Ausbildung meist unklar bleibt, ist Verlass: Sie sind zur Stelle, wenn es darum geht, ehemalige Gangsterkumpane auszutricksen (Robert Forster in «Jackie Brown», 1997) oder eine unschuldig Verurteilte vor Selbstjustiz-Aktionen zu bewahren (Tommy Lee Jones in «Doppel-mord», 1999). Sind sie weiblich, fangen sie was mit dem gut aussehenden und kräftig gebauten Schützling an (Jennifer Beals in «Out of Line – Neben der Spur», 2001). Das passiert aber auch deutschen männlichen Bewährungshelfern (Armin Rohde in «Verrückt nach Emma», 2008). Manchmal sind sie aber auch böse und nutzen ihre berufliche Position aus, um die einschlägig vorbestraften Schutzbe-fohlenen zu weiterem kriminellen Tun anzuhalten (Ulrich Pleitgen in «Tatort: Katjas Schweigen», 1989).

Erlebnispädagogische Resozialisierungsmassnahmen, verantwortet von Sozialarbeitern, sind nur mässig erfolgreich, beispielsweise ein Camp auf Korsika mit Robert (Peter Lohmeyer in «Der Felsen»,

2002) bzw. die Besteigung eines Berges mit Martin (Max Herbrechter in «Gran Paradiso», 2000). In «Emilia» (2005) übernimmt die pädagogische Mitarbeiterin des bayerischen Sozialministeriums, Dr. Emilia Seiler (Senta Berger), die Leitung des Resozialisierungsheims «Haus Lechthal», um ihr Konzept für jugendliche Straftäter «Heim statt Haft» zu erproben.

Arbeitsfelder Heimerziehung und Wohngruppe

Überhaupt ist das Arbeitsfeld der Heimerziehung bei DrehbuchautorInnen sehr beliebt, nicht nur von schwer erziehbaren Jugendlichen («The Unsaid – Lautlose Schreie», 2001), sondern auch von Kindern («Ein Vater für Klette», 2003) und behinderten Menschen («Gran Paradiso», 2000). Die Kinderheim-Betreuerin Diane Barrows (gespielt von Kirstie Alley) wird in der Doppelte-Lottchen-Geschichte mit den Olsen-Twins, «Eins und eins macht vier» (1995), nicht nur Mutter der Zwillinge, sondern bekommt gar einen Millionär zum Mann. In «Verrückt nach Paris» (2002) muss Enno Kordes (Dominique Horwitz), Sozialarbeiter mit Burn-out-Syndrom im Behindertenheim, drei ausgebüchste Heimbewohner zur-rückholen.

Motivationsprobleme hat auch Micha Kramer (Ulrich Gebauer), Betreuer der Jugendlichen-Wohngruppe «Bermuda» im gleichnamigen «Tatort» von 2003: Das Weichei mit schütterem Haar und Rollkragenpullover kann sich kaum durchsetzen und hockt schon mal trübsinnig bei einer Flasche Rotwein im «Bermuda» herum. Man wundert sich eigentlich nicht, dass er bald darauf ermordet wird. Die Behinderten-Wohngruppe in «Kroko» (2002) wird ebenfalls von einem Micha (Harald Schrott) betreut. Und Sarah Herzog (Bibiana Beglau), verantwortlich für die Mädchen-Wohngruppe in «Tatort: Gefährliches Schweigen» (2004), hat alle Hände voll zu tun, um ihre Mädchen vor Gewalt, ja Vergewaltigung, zu schützen. Als dies nicht gelingt und sich eines der Mädchen umbringt, erschießt die Sozialarbeiterin den Haupttäter mit einem Jagdgewehr.

Täter und Opfer

Sozialarbeiter als Täter bzw. Opfer finden sich in weiteren Filmen der «Tatort»-Reihe, und nicht nur dort: Als Mörder seines eigenen Schwiegervaters stellt sich der FH-Dozent für Erlebnispädagogik,

Buchtipp

Generation Internet

Urs Gasser, Professor an der Universität St. Gallen, hat zusammen mit dem US-Amerikaner John Palfrey ein Buch über die Internet-Generation verfasst. Nach neuer Definition gibt es in der digitalisierten Welt scheinbar noch zwei Arten von Menschen: die «Digital Natives», jene mit Jahrgang 1980 und jünger, und die Digital Immigrants, jene, die noch mit Zeitungen und Zeitschriften und dem Fernsehen aufgewachsen sind und sich mehr oder weniger mühsam im unendlichen All des Internets zurechtzufinden versuchen. Nicht zuletzt an diese Leute sowie an Eltern ist das Buch gerichtet.

Falsch sei die Annahme, dass sich jüngere Menschen auf Homepages nur oberflächlich informieren, heisst es im Buch. Vielmehr informieren sie sich heutzutage ausführlicher zu einem gewissen Thema und steht ihnen dank Computer, Handy und Laptop rund um die Uhr ein dicht gewobenes Netzwerk zur Verfügung, eines, das zudem ihre zwischenmenschlichen Beziehungen über Foren und Chatrooms radikal verändert hat. Die Risiken für die Jugendlichen sind nach Auffassung der Autoren nicht grösser als die Gefahren, welche schon anderen technischen Errungenschaften vorgehalten worden seien. Das Buch geht zwar ausführlich auf Suchtverhalten oder die Ausbreitung persönlicher Daten ein, gibt gleichzeitig aber auch Entwarnung. Statt zwei Stunden passiv TV würden die Jungen nun vermehrt kreativ Internet konsumieren.

Das digitalisierte Leben

Bei den «Digital Natives» handelt es sich um eine junge, global verteilte Bevölkerungsgruppe, die mit digitalen Technologien gross geworden und damit sehr vertraut ist – im Gegensatz zu den «Digital Immigrants», die erst im Erwachsenenalter mit Mobil- und Onlinekommunikation in Berührung gekommen sind. Mit diesem Buch will Gasser eine breite Debatte um die Chancen und Risiken der digitalen Technologien lancieren: «In-dem wir genau erklären, was Jugendliche im Netz machen, möchten wir auch den Graben zwischen einer besorgten älteren Generation und den «Digital Natives» schliessen und konkrete Handlungsoptionen aufzeigen.» Die Schlagzeilen seien zu sehr von den negativen Aspekten beherrscht: Kliniken für Internetsüchtige, Botellón, Cyberbullying. Viel seltener höre man zum Beispiel, dass das Internet für viele Jugendliche auch ein wichtiger Ort der Kreativität und für das Experimentieren mit ihrer Identität ist. Mit dem Buch wird nun eine wissenschaftlich fundierte Informationsgrundlage geliefert, die einige Mythen widerlegt.

Studien zeigen, dass die Internetnutzung im Vergleich zu den anderen Medien rasant zunimmt. Die Befürchtung, dass Jugendliche im digitalen Zeitalter einer tieferen Informationsqualität ausgesetzt sind als früher, teilt Gasser durchaus: «Das ist ein ernsthaftes Problem, das von den «Digital Natives» selber als solches kaum wahrgenommen wird. Tatsächlich durchläuft auf Papier gedruckte Information – Beispiel Zeitung – in der Regel viel mehr Stufen der Qualitätskontrolle als im Internet, wo jeder alles publizieren kann. Es gilt, den kritischen Umgang mit Informationsquellen zu schulen.» sh

> John Palfrey, Urs Gasser: Generation Internet. Die Digital Natives – Wie sie leben – Was sie denken – Wie sie arbeiten. Hanser-Verlag 2008. 448 Seiten, ab CHF 36.–. www.digitalnative.org



Verkaufleitersitzung:
 Verschiedene Städte,
 gemeinsame Probleme,
 koordinierte Strategien

Joe», 1998) auf den arbeitslosen Ex-Alki Joe Kavanagh (Peter Mullan) ein, der Probleme mit Drogenhändlern bekommt und nur knapp überlebt.

Arbeitsfeld Jugendamt

Und damit sind wir beim Hort allen Übels in deutschsprachigen Eltern-Kind-Melodramen: dem Jugendamt. Schon Heinz Erhard hatte 1957 als «Witwer mit fünf Töchtern» mit dem Jugendamt zu kämpfen. Und 2006 ist es Günther Maria Halmer in «Plötzlich Opa», dem der Enkel vorübergehend weggenommen wird von «Frau Hirblinger vom Jugendamt München» (Kerstin Heiles) – übrigens demselben Jugendamt, in dem der Diplom-Sozialpädagoge Hans Beimer (Joachim Luger) in der «Lindenstrasse» der 1980er-Jahre beschäftigt war. In «Plötzlich Opa» haben wir die «Zicke vom Jugendamt» als Idealtypus: Mit grosser Brille und strengem Gesichtsausdruck biegt sie ihre Argumente stets so hin, wie sie sie gerade braucht. Mit dem gleichen Outfit stattete Regisseur Niki Stein seine «Frau vom Jugendamt» (Anke Sevenich) aus im Vernachlässigungs-Drama von 2008, «Der grosse Tom». In «Bobby» (2001) ist die Zicke männlich: Jugendamtsleiter Ettschlagger (August Schmörlzer) betreibt das Geschäft des geldgeilen Schwagers und macht dem zugewandteren Schwulenzwischenmännchen das Sorgerecht für den Down-Syndrom-Bruder (Bobby Brederlow als «Bobby Kustermann») streitig.

Die «Zicke vom Jugendamt» existiert manchmal auch in der Realität: Bis zum Europäischen Gerichtshof musste ein geistig leicht eingeschränktes Elternpaar gehen, um seine Kinder zurückzubekommen. «In Sachen Kaminski» (2005) heisst

die Verfilmung dieses Falles, in der die zur Unterstützung herbeigerufene Familienhelferin Gabriele Lohse (Lena Stolze) sich als wenig

empfindsam im Umgang mit den geistig eingeschränkten Eltern (Matthias Brandt und Juliane Köhler) der kleinen Katja erweist.

Doch auch ihn gibt es, den netten, ironischen Jugendamtsleiter, der (in «Geregelte Verhältnisse», 2001) amüsiert die Bemühungen der alleinstehenden Geschäftsfrau Veronika Fenzl (Monika Baumgartner) beobachtet, das Baby ihrer verstorbenen Freundin zu adoptieren und die deshalb immer neue «Lebenspartner»

Dietmar Schmiedinger (Max Herbrechter), im «Tatort: Das verlorene Kind» (2006) heraus. Hans Freytag (Tom Quaas), Leiter eines Jugendzentrums, wird im «Tatort: Todesstrafe» (2008) gleich zu Beginn erstochen. Ebenfalls zu Beginn der Folge «Blinder Zorn» (2004) der britischen Serie «Waking the Dead – Im Auftrag der Toten» verwechselt ein Auftragskiller seine Zielperson und erschießt den Betreuer eines Übergangwohnheims für Straffällige, Tim Denby, im Schlaf. Und in der Folge «Stumme Wut» (2007) der ZDF-Serie «Ein starkes Team» wird der korrupte und ins Standesamt strafversetzte Sozialpädagoge Petersen (Matthias Zahlbaum), der früher im Jugendamt tätig war, von seinen Gangsterkollegen umgebracht.

Verliebte SozialarbeiterInnen

Wenden wir uns weniger blutigen Genres und Arbeitsfeldern zu. Nicht nur im deutschen Heimatfilm der 1950er, auch in aktuellen Fernsehspielen verliebt Mann sich in schöne Kindergärtnerinnen, wie Julia Weber (Christina Plate) in «Einmal Dieb, immer Dieb» (2006). Und Sascha Hehn (jetzt 52) ist immer noch dabei, als Meisterdieb Jean Berlinger, der den Kindergartenkeller benutzt, um das benachbarte Museum zu berauben. Die nächste schöne Kindergärtnerin, die junge Erzie-

herin Brigitte Kutschera (Ina Weisse) in «Ein Vater unter Verdacht» (1997), tritt mit ihrer Überinterpretation einer Kinderzeichnung eine Lawine an Verdächtigungen wegen Kindesmissbrauchs los, müht sich aber nach Kräften, als sie die Wahrheit herausfindet, dem Beschuldigten Hausmeister Roman Bach (Klaus J. Behrendt), mit dem sie mal eine Affäre hatte, aus der Rufmord-Kampagne herauszuhelfen. Im selben Film kann man weitere sozialpädagogische Klischees bestaunen, so die Jugendamtsmitarbeiter, die das kleine Mädchen ohne Elterninfor-

DrehbuchautorInnen reproduzieren bewusst und unbewusst allgemeine Vorurteile und Klischeevorstellungen

mation sofort ins Heim stecken, das überdies von katholischen Nonnen betrieben wird.

Noch mehr Liebe in der Sozialen Arbeit? Klischee-Sozialarbeiter Paul (Jürgen Elbers) in «Das schafft die nie» (1994) fällt gleich vom Fahrrad, als er seiner Junkie-Klientin Rita (Claudia Michelsen) zum ersten Mal begegnet. Sie wird clean, bald wird geheiratet, es kommt ein Kind – und dann stirbt sie an AIDS. Die britische Sozialarbeiterin Sarah Downie (Louise Goodall) lässt sich (in «Mein Name ist

ins Amt schleppt. Das Baby bekommt sie nicht – aber einen neuen Lebenspartner: den Jugendamtsleiter Lothar Gstettenbrenner (Gerd Anthoff).

Professionelle SozialarbeiterInnen

Gibt es überhaupt professionell handelnde SozialarbeiterInnen im Film? Doch, es gibt sie – vier Beispiele. Vielleicht fünf, denn in der amerikanischen Anwaltsserie «Für alle Fälle Amy!» spielte Tyne Daly als Amys Mutter eine ganz wunderbare Sozialarbeiterin mit Helfersyndrom. Aber im Ernst: Völlig professionell handelt beispielsweise der Osloer Sozialarbeiter Frank Åsli (sprich Oosli, gespielt von Jørgen Langhelle), der sich in «Elling» (2001) um die Zweier-WG der psychisch angeschlagenen Elling und Kjell Bjarne kümmert. Professionell verhält sich auch der Knast-Sozialarbeiter Martin (Max Herbrechter) in «Gran Paradiso» (2000). Nachdem er sich von der Ex-Studienkol-

legin Lisa hat überzeugen lassen, mit drei der Strafgefangenen den suizidgefährdeten, weil an den Rollstuhl gebundenen, Mark auf den Berg «Gran Paradiso» zu tragen, geht auf der Tour so einiges schief. Und weil er auf Einhaltung der Regeln beharrt, bleibt er kurz vor dem Gipfel als einziger zurück. Auf den Regeln bestehen auch die Sozialarbeiter Micha (in «Kroko», 2002) und Xaver (in «Ghettokids», 2002). Xaver (Günther Maria Halmer) leitet ein Münchener Jugendzentrum und hat den Migrantenjungen Maikis schon mehrfach bei der Polizei abgeholt. Doch diesmal hat Maikis solange Hausverbot, bis er einige Pflichtaufgaben erledigt hat. Micha (Harald Schrott) hat es in seiner Behinderten-Wohngruppe zusätzlich mit der zu Sozialdienst verurteilten «supercoolen» Jugendlichen «Kroko» zu tun, von deren abweisendem und aufreizendem Verhalten er sich zu keinem Zeitpunkt provozieren lässt.

Filmklischees und gesellschaftliche Vorurteile

Wie entstehen die aufgezeigten Klischeebilder von SozialarbeiterInnen im Film? Warum werden sie benutzt? Und – kann man etwas dagegen tun?

Zunächst einmal müssen DrehbuchautorInnen und RegisseurInnen nicht unbedingt klüger und neugieriger sein, als die durchschnittliche gesellschaftliche Öffentlichkeit. Sie müssen sich nicht über die sozialarbeiterischen Berufsregeln und -praktiken informieren, um sie dann realistisch wiederzugeben. Wenn das – manchmal – geschieht, dann ist es der Fernseh-Programmzeitung gleich eine besondere Erwähnung wert. Doch wichtiger als die persönlichen Motive der Macher sind die soziologischen und ästhetischen Mechanismen, die auf die audiovisuellen Medien einwirken. Denn die Verwendung von Klischees spekuliert ja auf den Wiedererkennungswert bei den Filmsehern, das Filmklischee greift nicht selten das gesellschaftliche Klischee auf und verwendet es als stilistisches Mittel. Zum Beispiel als «Typus»: Man müsse den Figuren im Film von vornherein ansehen, was von ihnen zu erwarten sei – was Béla Balázs einst über den Stummfilm schrieb, hat seine Gültigkeit auch in unserem Zusammenhang.

DrehbuchautorInnen reproduzieren also allgemeine Vorurteile und Klischeevorstellungen, weil sie es zum einen nicht besser wissen (wollen), zum anderen, um den (vermeintlichen) Zuschauererwartungen zu entsprechen. Doch wie sind die gesellschaftlichen Vorurteile entstanden? Natürlich gibt es reale Erfahrungen aus vergangenen Jahrzehnten, die das Bild der Gesellschaft von der Sozialen Arbeit mitgeprägt haben. Diese Erfahrungen werden in der alltäglichen Kommunikation konzentriert, zugespitzt, karikiert. Sie sind mit heftigen Emotionen verbunden, weil Soziale Arbeit stets in das Leben der Menschen eingreift. Zudem färbt das Image der Klientel auf das Bild des Sozialarbeiters ab, der es mit Kriminellen, Drogensüchtigen, Gewalttätern, Obdachlosen zu tun hat. Leider sieht die Öffentlichkeit hier nicht das Positive, also dass hier etwas getan wird und versucht wird zu helfen. Ich habe mich immer gewundert, warum beim Image der Sozialen Arbeit der «Mutter-Teresa-Faktor», also die hohe gesellschaftliche Anerkennung, sich um Hilfsbedürftige zu kümmern, kaum zum Tra-

Das Bild der MigrantInnen in den Medien

Beobachtungen aus Deutschland

Seit den Terroranschlägen von 2001 schlagen die deutschen Medien gegenüber MigrantInnen schärfere Töne an. Alte Vorurteile und neue Zerrbilder haben Konjunktur. Über die in Deutschland lebenden Ausländer berichten deutsche Massenmedien ähnlich wie über das Ausland – nämlich nur im Ausnahmefall, der möglichst spektakulär sein und negative Züge tragen sollte. Meist werden Zuwanderer – wie auch in der Schweiz – mit Chaos und Kriminalität in Verbindung gebracht: (Mafia-)Morden, (Banden-)Raub, (Jugend-)Gewalt und (Asyl-)Betrug.

Menschen, die zuwandern, werden von Journalisten nach zwei Kriterien beurteilt: einerseits nach ihrem Nutzen für die Deutschen und ihren Wirtschaftsstandort, andererseits nach ihrer ethnischen Abstammung. Migration erscheint als Bedrohung oder Bereicherung der Einheimischen, jedoch selten als Normalität in einer globalisierten Welt. Während das Kapital in Sekundenbruchteilen alle Grenzen überwindet, bleibt Zuwanderung besonders aus ärmeren Ländern unerwünscht – ausser bei hoch qualifizierten Experten oder jungen Familien, die als demografische Lückenbüsser fungieren. «Ethnisierung» ist ein sozialer Ausgrenzungsmechanismus, der Minderheiten schafft, diese (fast immer) negativ etikettiert und damit die Privilegien einer herrschenden Mehrheit zementiert. Je unerbittlicher im Zuge der Globalisierung das Thema Konkurrenz ins Zentrum der Beziehungen rückt, desto leichter lassen sich kulturelle Differenzen politisch aufladen. Die Medien wirken dabei als Motoren und Multiplikatoren der Ethnisierung.

Ausländerkriminalität und rassistische Stereotype

Das fängt schon bei der Wortwahl an. «Wanderungswellen», «Migrationsströme» und «Asylantenfluten» machen Angst. Ob der Fernsehmoderator von «Asylanten» oder «Flüchtlingen» spricht, ist ein wichtiger Unterschied. Und wenn in der Kriminalitätsberichterstattung einer Lokalzeitung nichtdeutsche Täternamen ausgeschrieben werden, verfestigt sich der Eindruck, die «Ausländerkriminalität» sei im Wachsen begriffen. Während die Vertreter ethnischer Minderheiten eher im Kollektiv auftauchen, werden Deutsche überwiegend als Einzeltäter dargestellt.

Für die Migrationsberichterstattung stellten die Attentate auf das World Trade Center eine Zäsur dar. Der arabische oder türkische Muslim löst seither den südeuropäischen «Gastarbeiter» und den schwarzen Asylbewerber als dominantes Ausländerstereotyp ab. Gleichzeitig ist eine dreifache Veränderung in der Migrationsberichterstattung feststellbar: Erstens verschränken sich der Migrations- und der Kriminalitätsdiskurs noch stärker. Zweitens wurde der Kriminalitätsdiskurs politisch-ideologisch aufgeladen, verschärfte sich zum Terrorismusdiskurs und zu einem global angelegten Kriegsdiskurs. Drittens kam es zur «Islamisierung» des Migrations- wie des Kriminalitätsdiskurses. Innenpolitisch spielen das Kopftuch von Musliminnen, Ehrenmorde und Zwangsheiraten eine Schlüsselrolle.

Durch die Art und Weise, wie man in der Öffentlichkeit über Ausländer, Flüchtlinge, Arbeitsmigranten und ethnische Minderheiten spricht, entscheidet sich, ob eine Ausgrenzung von «Fremden» um sich greift. Die Medien sind mitverantwortlich, ob die Gesellschaft zerfällt oder eine gemeinsame Perspektive für alle ihre Mitglieder entwickelt. cb

Christoph Butterwegge, Gudrun Hentges: Massenmedien, Migration und Integration.

dito: Zuwanderung im Zeichen der Globalisierung. Beide im VS Verlag 2006.

Heinz Bonfadelli et al.: Jugend, Medien und Migration. VS Verlag 2008.

Terra Cognita, Schweizer Zeitschrift zu Integration und Migration: Die Medien. Ausgabe 11/2007

gen kommt. In der Bevölkerung wird vor allem das Negative, Auffällige, Abweichende wahrgenommen und negativ bewertet. Das gilt noch mehr für die Massenmedien, allen voran die Nachrichtenmedien, die nicht über gelingende Soziale Arbeit berichten, sondern fast ausschliesslich über scheiternde, wie z.B. über das trotz Jugendamtsaufsicht verstorbene vernachlässigte Kleinkind, den Beschaffungsdiebstahl des rückfälligen Drogensüchtigen etc.

Klischees resultieren aus weiteren film-spezifischen Besonderheiten, vor allem im Zusammenhang mit dem jeweiligen Filmgenre und den dramaturgischen «Notwendigkeiten». In einer Knallchargen-Komödie, wie der holländischen Produktion «Eine Familie zum Knutschen» (1986) ist natürlich auch der Sozialarbeiter, der die asoziale Familie «Flodder» (so der Originaltitel) betreut, eine Knallcharge. In einem Krimi muss es Täter und Opfer geben, sonst wäre er keiner. Sex & Crime, die «unvermeidliche» Liebesgeschichte, eine beschränkte Zahl an Protagonisten, ein aufs Wesentliche konzentrierter Plot – all dies bewirkt, dass auch die SozialarbeiterInnen-Rollen in die üblichen erwartbaren Handlungsstränge eingebunden werden. Ferner unterliegen auch DrehbuchautorInnen den ökonomischen Zwängen der Fernsehquote bzw. des Kinoerfolgs; die Konkurrenz ist gross, und die ausgiebige Recherche in den Arbeitsfeldern der Sozialen Arbeit ist ein Kostenfaktor.

Das Gegenteil von Klischee sind Authentizität und Originalität, also Wirklichkeitsnähe der Filmhandlung und ästhetischer Erfindungsgeist der Filmform. Was also kann man gegen Klischees in Filmen konkret tun? Sich die besseren Filme (wie «Elling», «Verrückt nach Paris», «Kroko») anschauen und die schlechteren meiden, in denen das Klischee zum Kitsch wird (wie «Plötzlich Opa», «Das schafft die nie»). Und was können SozialarbeiterInnen gegen die gesellschaftlichen Vorurteile tun? Nun, eine permanente und aktive Öffentlichkeitsarbeit ist immer noch ein Stiefkind in den Institutionen der Sozialen Arbeit. Wenn die Medien nur über das gelegentliche grosse Scheitern und nicht über die vielen kleinen Alltagserfolge berichten, dann sollten es die SozialarbeiterInnen selber tun.

> Die Datenbank «SozPäd-Movies» findet sich auf der Website des Autors: www.asw.fh-dortmund.de/diederichs/sozpaed-movies/index.htm

Kolumne



Barbara Reiter
ist Dozentin für
Philosophie und Ethik
an der Berner
Fachhochschule für
Soziale Arbeit.

Überall Geschichten

«Wenn wir die Medien nicht benutzen, dann benutzen die Medien uns.» Und überhaupt – was sind Medien?

Wenn ich den Fernseher anmache, blicke ich in ein Gesicht. Zeitungen, Magazine, Internetdienste: Gesichter blicken mich an. Was unterscheidet diese Gesichter von den Gesichtern meiner Kinder, meiner Freundinnen, meiner Kollegen? Ist das abgebildete Gesicht ein Gesicht oder eine Abbildung?

Sind Medien blosser Mittel?

Irgendwann einmal waren Medien einfach Transportmittel: Jemand hat irgendwann, irgendwo den Inhalt eingepackt und ich packe den Inhalt wieder aus – im Prinzip, wann und wo ich will, denn je weiter unsere Zivilisation fortschreitet und immer neue Techniken der Vermittlung anbietet, desto unabhängiger wird der Inhalt von seinen Entstehungsbedingungen. Medium ist hier einfach das Mittlere, das Mittel. Wasser wird von A nach B gebracht und als Mittel des Transports nutzen wir einen Eimer. Der Eimer war einfach ein Eimer, das in ihm transportierte Wasser war und blieb Wasser, das von einem Ort an einen anderen gebracht wurde. Analog war der Inhalt einer Nachricht immer noch derselbe, hatte der Bote sie einmal überbracht.

Ein Fahrzeug bringt uns von einem Ort zum anderen, wir gehen nicht davon aus, dass entweder das Auto oder wir uns durch die Fahrt verändern. Ändert sich Inhalt aufgrund der Art und Weise seiner Vermittlung bzw. seiner medialen Präsentation?

«Das Medium ist der Inhalt.»

Marshall McLuhan hat in den 1960er-Jahren eine andere Beobachtung gemacht und verallgemeinert: Der Inhalt verändert sich durch die Art seiner Vermittlung, das Medium wird selbst zum Inhalt. Damit verlieren die Medien ihre Unschuld als reine Transportmittel des Inhalts, und der Inhalt ist befreit, sich zu verändern durch die Art seiner Vermittlung. Zugleich stellt McLuhan fest: «Alle Medien sind Erweiterungen bestimmter menschlicher Anlagen – seien sie psychisch oder physisch.»¹

Vom globalen Dorf zur Mediapolis

Durch den Netzwerkcharakter der neuen Kommunikationsmedien sind wir mit potenziell allen anderen Menschen verbunden, die sich Zugang zu einem Telefon oder zum Internet verschaffen können. Wir können über soziales Elend und materielle wie politische Not in aller Welt in kürzester Zeit mehr erfahren, als wir in unserer Lebenszeit auch nur annäherungsweise verarbeiten können. Wie gehen wir mit diesem Wissen um?

Für den englischen Soziologen Roger Silverstone leben wir nicht in einem globalen Dorf, wie Marshall McLuhan vor 50 Jahren noch meinte, sondern sogar in einer weltweiten Stadt, Mediapolis. Mediapolis durchdringt unseren Alltag: Die Vielzahl von unterschiedlichen Lebensentwürfen, die Gleichzeitigkeit von Verschiedenem und dessen unvermeidliche Präsenz in unserem Gesichtsfeld sind Netzwerk und Dorfplatz zugleich. Das globale Dorf McLuhans hat sich zum unvermeidlichen, urbanen Nebeneinander weiterentwickelt.

Gegen die Passivität in Mediapolis: ethisches Lernen mit Medien

Silverstone kritisiert unseren passiven Umgang mit Medien, dem reinen Konsum setzt er die aktive Auseinandersetzung mit ihnen entgegen.² Gibt es also ein ethisches Lernen mit Medien? Ich denke ja. Es setzt voraus, dass wir ein ethisches Wissen über die Welt haben, bevor sie medial übertragen wird. Wir müssen nicht alles selbst erleben; Beispiele, Geschichten, Imagination bringen uns andere Personen nahe, wir üben uns darin, uns in andere hineinzuversetzen, indem wir uns auf Geschichten einlassen.

Damit ethisches Lernen mit Medien möglich wird, brauchen wir zweierlei. Einerseits müssen wir ein ethisches Grundwissen voraussetzen, eine Handlungskompetenz, die uns gute Antworten auf die Frage «Was sollen wir tun?» ermöglicht. Andererseits brauchen wir Medienkompetenz, eine Medienbildung, die uns erlaubt, medial vermittelte Inhalte ebenso wie die Vermittlungsinstrumente als solche sowie deren gegenseitige Beeinflussung wahrzunehmen, wenn nötig zu kritisieren, aber auch zu schätzen und zu geniessen.

Also: Nutzen wir die Medien, denn sonst nützen sie uns nichts!

Fussnoten

¹ Marshall McLuhan, Quentin Fiore: Das Medium ist die Botschaft – The Medium is the Message. Berlin 1969, Seite 26

² Roger Silverstone: Media and Morality. On the Rise of the Mediapolis. Cambridge 2007, besonders Kapitel 5, Seiten 106–161